

ZEIGEN

Dimensionen einer Grundtätigkeit

Herausgegeben von
Robert Schmidt, Wiebke-Marie Stock
und Jörg Volbers

© Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2011

Einleitung

»Denn, wenn du sie anschaust, wirst du zwar nicht etwas sehen, was *allen* gemeinsam wäre, aber du wirst Ähnlichkeiten, Verwandtschaften, sehen, und zwar eine ganze Reihe. Wie gesagt: denk nicht, sondern schau!« (Wittgenstein)

Das Thema ›Zeigen‹ taucht seit einigen Jahren in den unterschiedlichsten Publikationen und Debattenbeiträgen auf.¹ So wird in den Bildwissenschaften von der ikonischen »Macht des Zeigens« (Boehm) gesprochen; die kulturelle Anthropologie Tomasellos lässt das soziale Leben mit der Zeigegeste beginnen; in der Wissenschaftsforschung werden die spezifischen Beiträge visueller Kommunikation bei der Erkenntnisgewinnung diskutiert.² Tritt man einen Schritt zurück, werden längere Traditionslinien sichtbar. Die Phänomenologie setzt methodisch bei dem an, was sich – wie Heidegger es formuliert – von sich selbst her zeigt.³ Soziologen

¹ Vgl. insbesondere Heike Gfrereis/Marcel Lepper (Hg.), *Deixis. Vom Denken mit dem Zeigefinger*, Göttingen: Wallstein 2007; Gottfried Boehm/Sebastian Egenhofer/Christian Spies (Hg.), *Zeigen. Die Rhetorik des Sichtbaren*, München: Fink 2010; Karen van den Berg/ Hans Ulrich Gumbrecht (Hg.), *Politik des Zeigens*, München: Fink 2010.

² Vgl. u.#a. Gottfried Boehm, *Wie Bilder Sinn erzeugen. Die Macht des Zeigens*, Berlin: Berlin University Press 2007; Michael Tomasello, *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Zur Evolution der Kognition*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2003; Karen Knorr-Cetina, »Viskurse der Physik. Konsensbildung und visuelle Darstellung«, in: Bettina Heintz/Arnold O. Benz (Hg.), *Mit dem Auge denken. Strategien der Sichtbarmachung in wissenschaftlichen und virtuellen Welten*, Zürich [u.#a.]: Ed. Voldemeer 2001, 305-320; Lorraine Daston/Peter Galison, *Objektivität*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2007.

³ Vgl. Martin Heidegger, *Sein und Zeit*, 15. Aufl. Tübingen: Niemeyer, 1979, insb. §7.

wie Bourdieu und Goffman analysieren den Körper als »Display« (als *Anzeige*) und Medium sozialer Distinktionen und Machtverhältnisse.⁴ Sowohl die Semiotik als auch Wittgenstein legen großen Wert auf die Feststellung, dass sich Bedeutung immer auch sinnlich-materiell manifestieren, d.#h. zeigen, muss; die pragmatisch orientierte Sprachphilosophie hebt die Deixis als eine ebenso unverzichtbare wie eigenständige Dimension der Sprache hervor.⁵

Es besteht kein Zweifel: Der Begriff des ›Zeigens‹ wird in einer Vielzahl von Themengebieten, Diskursen und Theorien gebraucht und eröffnet somit der interdisziplinären Forschung ein breites Feld, auf dem sich z.#B. Entwicklungspsychologie und Philosophie oder Sprach- und Kunstwissenschaft austauschen können. Dies dokumentiert auch der vorliegende Band, der unter dem Titel des Zeigens Beiträge aus so unterschiedlichen Disziplinen wie Kunstgeschichte, Soziologie, Entwicklungspsychologie, Informatik, Philosophie, Tanz- und Filmwissenschaft versammelt.

Doch was rechtfertigt hier den Gebrauch desselben Wortes? Zweifellos handelt es sich bei ›Zeigen‹ um einen Oberbegriff, unter dem sich verschiedene Disziplinen gut zum interdisziplinären Gespräch versammeln können. Dies wird schon durch seine thematische Nähe zu etablierteren Schlüsselbegriffen wie ›Wahrnehmung‹, ›Erfahrung‹ oder auch ›Intentionalität‹ garantiert. Das Wort evoziert eine große Fülle alltagssprachlicher Verwendungsweisen, die von »jemandem etwas zeigen« bis hin zu »was zu zeigen war« reichen. Gerade diese Vielfalt weckt aber auch Zweifel. Zum einen stellt sich die Frage, ob hier vielleicht nur alter Wein in neue Schläuche gegossen wird: Bringt der Diskurs des Zeigens wirklich neue Einsichten, anstatt altbekannte Fragen und Probleme umzuformulieren? Zum anderen liegt der Verdacht nahe, dass es sich bei den verschiedenen Verwendungen des Wortes um bloße Äquivokationen handelt. Betrachtet man im Einzelnen, wie der Begriff des Zeigens in den verschiedenen Kontexten gebraucht wird, so ist nicht – oder jedenfalls nicht auf den ersten Blick – zu erkennen, inwiefern hier von *einem* ›Zeigen‹ die Rede sein kann. Dazu sind die Bedeutungsvarianten – die von *sichtbar machen* bis hin zum *bezeichnen* reichen – zu groß.

Der vorliegende Band folgt der These, dass diese scheinbare Not im Grunde eine Tugend ist. Gerade die Vielschichtigkeit und Vieldeutigkeit des Wortes weisen auf seine Verwurzelung im alltäglichen, lebendigen Sprachgebrauch hin. Wie

⁴ Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1982; Erving Goffman, *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*, München: Piper 1969; Michel Foucault, *Überwachen und Strafen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1994.

⁵ Ludwig Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus / Logisch-philosophische Abhandlung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1963; Karl Bühler, *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*, 3. Aufl., Stuttgart: Lucius und Lucius 1999; Charles S. Peirce, *Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus*, hg. v. Karl-Otto Apel, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991.

schwer das Wort in seiner Vielfalt auch definitorisch einzugrenzen sein mag, in den jeweiligen Kontexten »greift« es offenbar und findet dort eine sinnvolle Verwendung. Daher wäre es eine künstliche Verknappung, auf einer eindeutigen, klar abgrenzbaren Wortdefinition zu beharren. Eine Festlegung auf eine Bedeutung erhebt nämlich den Sprachgebrauch einer Disziplin zum Maßstab für alle anderen und widerspricht damit deren eigenem Sprachgebrauch. Damit würde nicht nur unplausibel, warum der Begriff überhaupt auf so vielfältige Weise – in Alltagssprache und wissenschaftlichen Diskursen – Verwendung gefunden hat. Vor allem verbaute dies den Zugang zu der Frage, was möglicherweise den Zusammenhang der unterschiedlichen Thematisierungen des ›Zeigens‹ stiftet.

Einem Grundgedanken Wittgensteins folgend, sollte daher nicht nach der *einen* Bedeutung hinter dem vielfältigen Wortgebrauch gesucht werden. Vielmehr sollten diese Sprachspiele selbst als diskursive »Urphänomene«⁶ gesehen werden. Durch diese Perspektivenumkehr wird die Vielfalt der Bedeutungen – jenes »komplizierte Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen«⁷ – überhaupt erst zu einem Terrain, das zu neuen Erkundungen und Entdeckungen einlädt. Die Verflechtungen und Kreuzungen, die der Begriff des ›Zeigens‹ bildet, konstituieren einen Gegenstand, den es zu analysieren gilt, nachdem er sich – als »Phänomen« – diskursiv *gezeigt* hat. In diesem Sinne ist Wittgensteins Diktum zu verstehen: »Denk nicht, sondern schau!«⁸

Die Einsicht in die »Familienähnlichkeiten« der Kontexte, in denen das Wort ›Zeigen‹ produktiv ist, entlastet freilich nicht von einer leitenden Frageperspektive. Hier haben sich die Herausgeber an dem Grundgedanken orientiert, dass das ›Zeigen‹ – wie auch immer es konkret verstanden wird – eine Tätigkeit ist, ein Vollzug. Zentral für das Verständnis dieser Tätigkeit ist offenbar der Bezug zum ›Sagen‹. Augenfällig ist das im Diskurs der Bildwissenschaften, der explizit eine Rehabilitierung des bildlichen Zeigens gegenüber dem Sprechen anstrebt.⁹ Doch auch andere Thematisierungen leben vom Kontrast zwischen Sagen und Zeigen – etwa wenn die Zeigegeste entwicklungspsychologisch als Brücke zur Sprache verstanden wird, oder wenn das habituelle Distinktionsverhalten, das die Zugehörigkeit zu sozialen Schichten verrät, als eine primär vorreflexive, eigensinnige »Logik der Praxis« diskutiert wird. Paradigmatisch ist hier auch Heidegger, der mit der Einführung des Begriffs des Phänomens als das »Sichzeigende, das Offenbare« die philosophische Lehrmeinung verwirft, Wahrheit sei ein Urteilsprädiikat und damit nur sprachlich zugänglich.¹⁰

⁶ Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus*, §#654.

⁷ Ebd., §#66.

⁸ Ebd.

⁹ Vgl. z.#B. Boehm, *Wie Bilder Sinn erzeugen*; Boehm/Egenhofer/Spies, *Zeigen*.

¹⁰ Heidegger, *Sein und Zeit*, 33.

Das ›Zeigen‹ wird vor allem dann thematisch interessant, wenn es als eine *Alternative* zum Sprechen behandelt wird – mit der verbindenden Gemeinsamkeit, dass in beiden Vorgängen *etwas* mitgeteilt (oder präsentiert) wird. Das Zeigen transportiert, mit anderen Worten, einen *Gehalt*. In diesem Sinne wird das Zeigen in diesem Band als eine performative Tätigkeit befragt: Auch wenn jeweils im Einzelnen zu bestimmen ist, wie das Zeigen in den jeweiligen Kontexten funktioniert und in welchen Bedeutungen das Wort genau auftritt – die thematische Einheit wird durch die Feststellung gestiftet, dass es sich jeweils um eine Tätigkeit handelt, bei der entweder etwas *gezeigt wird* oder etwas *sich zeigt*. Was wird gezeigt, und wie funktioniert dieses ›Zeigen‹ in Abgrenzung zu – und in Kombination mit – anderen Arten des Aufweisens, etwa der verbalen Kommunikation oder der sprachlichen Darstellung? Ist es immer sinnvoll, dem ›Zeigen‹ ein Eigengewicht zu geben und es – mal mehr, mal weniger stark – vom ›Sagen‹ abzugrenzen? Diese Fragen, so die Überzeugung der Herausgeber, lassen sich nicht pauschal und definitiv für alle Kontexte beantworten, sondern erfordern eine nähere Erkundung der Zusammenhänge und Unterschiede, die der Wortfamilie des ›Zeigens‹ ihren Zusammenhalt verleiht.

Die in diesem Band versammelten sechzehn Beiträge sind in drei Abschnitte gegliedert. Sie widmen sich dem Thema »Zeigen« unter besonderer Berücksichtigung des KÖRPERS, der BILDER und des WISSENS. Die Sektionstitel lassen es dabei bewusst offen, ob dabei etwas gezeigt wird oder etwas (sich) zeigt.

Im ersten Teil KÖRPER ZEIGEN rückt der Körper in den Mittelpunkt. An ihm ist der Doppelaspekt der Tätigkeit des Zeigens gut zu erkennen: Die hinweisende Geste ist zum einen die zeigende Aktivität *par excellence*, durch die sich die Aufmerksamkeit auf einen von dieser Geste selbst unterschiedenen Gegenstand richtet; sie ist ein Verweis. Der Körper weist jedoch nicht nur auf etwas hin; er ist auch selbst ein Bedeutungsträger, ein Ensemble von Zeichen, Gesten und Haltungen, auf das andere Akteure reagieren. In diesem Abschnitt geht es daher zum einen um das mimetische und welterschließende Vermögen der Hand (Gebauer), zum anderen um den zeigenden Körper als Medium sozialer Praktiken (Alkemeyer, Suaud, Hirschauer) und ästhetischer Aufführungen (Brandstetter).

Der zweite Teil BILDER ZEIGEN thematisiert die Zeigekraft des Bildes. Auch hier liegt die Überlagerung und Mehrdeutigkeit des Zeigens unmittelbar nahe: Bilder werden gezeigt (in Museen beispielsweise), oft zeigen sie etwas (z.#B. ein Haus), und sie zeigen auch immer *sich*, wenn sie *etwas* zeigen. Die Beiträge dieses Teils beschäftigen sich grundsätzlich mit der Rede vom Zeigen und Sichzeigen der Bilder (Stock, Goppelsröder), thematisieren die Arten und Weisen des Zeigens mit bewegten und unbewegten Bildern (Didi-Huberman, Koch) und richten die Aufmerksamkeit auf Bilder in der Wissenschaft (Schinzel).

Der dritte Teil WISSEN ZEIGEN diskutiert, welche Funktion das Zeigen in Erkenntnisprozessen in und neben der Sprache hat. In welchem Verhältnis stehen die Praktiken und Tätigkeiten, in denen Erkenntnisse oder Gegenstände wahrnehmbar werden, zu dem, was wir diskursiv darüber auszusagen vermögen? Dieser Ausrichtung entsprechend finden sich in diesem Abschnitt allgemeine Überlegungen zu den potenziellen Grenzen der Praxis des Zeigens (Volbers, Tetens). Sie werden ergänzt durch die Analyse der Fähigkeit des Lesens, etwas zu zeigen (Gehring), und eine Studie über die Einbindung des Zeigens in Perspektiven (Moll). Abschließend wird das Verhältnis von Sagen und Zeigen am Fall der These erörtert, gelebte Religion sei nur als Evidenzerfahrung zugänglich, die sich nicht sprachlich ausdrücken lässt (Bouveresse).